

Mit dem Fahrrad nach Santiago de Compostela

Ein Pilgerbericht aus dem Jahre 1978

Von Prof. Dr. Gerd Gellißen

Mit dem Optimismus der Unwissenheit liehen wir uns zwei schon recht betagte Fahrräder, packten die nötigsten Dinge, die in zwei Satteltaschen und auf dem Gepäckträger Platz finden, und machten uns auf die 2300 Kilometer lange Wallfahrt. Wir wollten den „Jakobsweg“, eine bedeutende Pilgerstraße des Mittelalters, abradeln. Kaum hatten wir den Hof der Abtei St. Matthias in Trier verlassen, fielen bereits die ersten Tropfen, die sich im Verlauf des Tages zu wolkenbruchartigen Regenfällen verstärkten. Da unsere fahrradentwöhnten Waden darüber hinaus bleischwer wurden, war unsere Stimmung durchaus nicht pilgerfromm, als wir die deutsch-französische Grenze passierten. Völlig durchnässt schlepten wir uns bis Thionville, wo wir in einer billigen Fernfahrerkeipe erschöpft mit erheblichen Zweifeln an der Durchführbarkeit unseres Unternehmens einschliefen.

Aber die nächsten sonnigen Tage weckten wieder unseren Mut. Wir ließen unser Zelt verpackt und krochen abends in unsere Schlafsäcke, die wir unter mächtigen Kastanien ausgebreitet hatten. Allmählich erwachte in uns ein prickelndes Lebensgefühl - trotz eines mächtigen Sonnenbrandes auf Armen und Beinen und eines leicht unruhigen Sitzes während der Fahrt.

Hinter Châtillon und Montbard mit der nahen Zisterzienserabtei Fontenay sahen wir schließlich die mächtige Basilika von Vézelay auf einem Hügel vor uns liegen - nach 450 Kilometern hatten wir den von uns

gewählten französischen Ausgangspunkt des Jakobsweges erreicht.

Ein Benediktiner erteilte uns dort während eines Gottesdienstes den traditionellen Pilgersegen: Wir wurden aufgefordert, „die Wahrheit Christi zu suchen und uns selbst zu finden“; unser Wahlspruch sollte „Toujours plus avant“ sein. Nach der Messe wurden wir zu einem Mittagessen in dem romanischen Kellergewölbe eingeladen, das bereits den Pilgern aus dem Mittelalter als Quartier gedient hatte. Dort trafen wir eine junge Frau, die, ein Jahr zuvor, den Jakobsweg in drei Monaten erwandert hatte; sie gab uns wertvolle Hinweise und lud uns zu einem Besuch ihres Elternhauses in der Dordogne während unserer Reise ein.

Am nächsten Morgen ging es weiter, über Charité-sur-Loire und Bourges erreichten wir das Limousin mit den hügeligen Ausläufern des Zentralmassivs. Wir hatten uns mittlerweile auf die neue Lebensweise eingestellt: Wir fuhren acht Stunden täglich mit zahlreichen Unterbrechungen, meist der Baudenkmäler entlang unseres Weges wegen. Abends aßen wir in kleinen Gasthäusern die Spezialitäten der Region, auf die auch in den alten Beschreibungen der Pilgerstraße viel Wert gelegt wurde. Eine Tagesetappe beendeten wir halbverhungert in einem Dorf, wo das einzige Licht aus der kleinen Kneipe drang, die dem Friseur gehörte. Der Meister werkelte an seinem rotnasigen Kunden herum, während seine Gattin am Tresen die wartende Gesellschaft mit diversen Alkoholika versorgte. Als radsportbegeisterte Franzosen wussten diese unsere bisherige Leistung gebührend und mit viel Wein zu würdigen, unser Engagement klassifizierten sie allerdings als typisch deutsch. Zum Frühstück wurden wir vom Figaro wie alte Bekannte begrüßt; mit Handschlag und

den besten Wünschen schickte er uns auf die Weiterfahrt.

Sie führte uns durch kleine Dörfer mit romanischen Kirchen über Saint-Léonard-de-Noblat, dem Kloster Solignac und St. Yrieix in die Dordogne. Mein Freund fuhr mittlerweile mit Knie und Fußbandagen, uns haftete ein ausgeprägtes „odeur des pelerins“ an. Wir freuten uns daher auf die in Aussicht stehende Ruhepause im Elternhaus unserer Bekannten aus Vézelay. Zu unserer Überraschung entpuppte sich dies als ein kleines Schloss, an einem Steilhang über der Auvézère gelegen. Wir lebten zwei Tage wie Fürsten in richtigen Betten, mit einem Bad und geregelten Mahlzeiten. Gestärkt an Leib und Seele und versehen mit frischer Wäsche, machten wir uns mit neuem Mut an die nächste Etappe über Hautefort ins Vézère-Tal.

Wir folgten einem schmalen Pfad an der Steilküste des Tales, der, an prähistorischen Höhlen vorbei, in St. Léon wieder auf die Hauptstraße mündete. Die romanische Dorfkirche dieses Ortes behielten wir als die schönste der gesamten Reise in Erinnerung.

Die Landschaft wurde einsam; bei einem kleinen Bauerngehöft machten wir Rast. Kein Mensch war zu sehen; ein Hund schlug an, einige Hühner wechselten im Gefolge eines Hahns über die Straße. In der Nähe stand eine zu groß geplante Kirche. Die Tür war angelehnt, wir traten in einen modrigen Raum, dessen Moosbewuchs wie grüne Patina wirkte. Ein blindes, milchiges Glasfenster warf ein spärliches Licht auf eine Vase mit vertrockneten Blumen, die vor dem Bild eines 1914 gefallenen Soldaten stand.

Moissac war der letzte Höhepunkt des Pilgerweges auf französischem Boden. Wir bewunderten die Skulpturen des Kreuzganges und des Portals: Unsere Ungeduld,

Spanien zu erreichen, wurde immer größer. Wir machten uns an den Anstieg zum Somportpass, der uns mit seinen 1650 Metern Höhe bedrohte. Mit unseren inzwischen trainierten Beinen schafften wir die Höhe aber ohne sonderliche Atemnot. Nur die letzten acht Kilometer stiegen wir aus dem Sattel: Wir hatten nur noch 900 Kilometer Spanien vor uns.

Während der Rast malten wir uns die mühelose Abfahrt aus, doch das Vergnügen scheiterte an der Vorderbremse - sie wurde nach kurzer Zeit unbrauchbar, da das Bremsgummi abgerieben war. Und als nach einem weiteren Kilometer auch noch der Freilauf qualmte, mussten wir bergab marschieren. Erst als die Straße über längere Strecken einsehbar wurde, wagten wir es, ohne Bremse ins Tal zu rasen. Mit flatterndem Gepäck überholten wir einige Kleinwagen und kamen in kürzester Zeit in Jaca an.

Der erste iberische Tag gab uns einen Vorgeschmack auf die Strapazen, die Spaniens Hitze noch für uns bereithalten sollte. Wir folgten dem Lauf des Rio Aragon, in dessen trockenem Tal wir in Erinnerung an den grünen Garten Frankreichs schwelgten. Unter glühender Sonne erreichten wir das Kloster Leyre mit seiner karolingischen Krypta und, nach einer kurzen Pause, das Städtchen Sangüesa. Wir setzten uns in den Schatten der Kirche Santa Maria la Real, deren Portal mit einem Kaleidoskop mythischer und religiöser Darstellungen geschmückt war. Nach einer mehrstündigen Pause entschlossen wir uns zur Weiterfahrt. Die Hitze war noch immer unerträglich; die Sonne schien uns in die Augen, ein warmer Gegenwind bremste uns - wir wurden zum erstenmal mutlos. Mit den letzten Sonnenstrahlen erreichten wir Puente la Reina, wo sich die Pilgerwege nach Santiago zu einem Hauptstrang vereinen. Entlang der Jakobsroute

gab es früher zahlreiche Pilgerhospize. Das Kloster ist aus einem derartigen Hospiz hervorgegangen, deshalb baten wir dort um ein Quartier für die Nacht. Der Pförtner zeigte sich misstrauisch. Wir versuchten gestikulierend, ihm unsere Bitte klarzumachen. Anscheinend hielt er uns verschwitzte und übermüdete Gestalten für Pennbrüder und ließ uns einfach in der Dunkelheit stehen. Erst nach längerer Wartezeit kam zufällig ein junger Priester vorbei, der uns verblüfft nach unseren Wünschen fragte. Bald darauf konnten wir unseren Schlafsack auf dem großen Tisch der Klosterbibliothek ausrollen und erschöpft einschlafen.

In den nächsten Tagen radelten wir über die moderne Straße, die mehrfach den alten Pilgerweg kreuzt. Von ihm sind heute nur noch ein Saumpfad und halbverfallene Brücken übriggeblieben. Wir hatten aus den Leiden des ersten Tages gelernt und legten jeweils eine mehrstündige Siesta ein. Die Fahrt am späten Nachmittag war sehr viel zügiger.

In Santo Domingo de la Calzada empfing uns in der Kathedrale das kräftige Krähen eines Hahnes, der in der Kirche in Erinnerung an eine hübsche Legende gehalten wird. In ihr wird die wundersame Rettung eines Pilgers erzählt, der auf Grund einer falschen Beschuldigung einer eifersüchtigen Wirtstochter wegen Diebstahls erhängt werden sollte. Diese Geschichte nahmen wir uns sehr zu Herzen und mieden fortan den allzu engen Kontakt mit spanischen Wirtstöchter.

In Burgos, der Metropole Kastiliens, machten wir uns „stadtfein“ und genossen es, im Menschenstrom auf dem eleganten Boulevard am Ufer des Arlanzón zu bummeln. Hinter der Oase Burgos empfing uns nämlich die Dürre der kastilischen Meseta. Die Dörfer wirkten trostlos, an

den Ortsrändern zerbröselten die Mauern und wurden wieder Teil der Meseta.

Wir fuhren stundenlang über das flimmernde Band einer schlecht geteerten Straße, ohne einen anderen Menschen zu sehen. Wir fühlten Hochachtung für die mittelalterlichen Fußpilger, die diese Landschaft unter viel schwereren Bedingungen tagelang ertragen mussten.

Abends in Carrion de los Condes schien es uns, als ob sich das Leben der gesamten Meseta auf diesen kleinen Flecken konzentrierte. Am nächsten Tag wieder die Meseta, wieder Hitze und Staub, die Verzauberung der Landschaft in der untergehenden Sonne, schließlich unser Nachtquartier in Mansilla de las Mulas. Noch eine Tagesfahrt bis León, bis zur Pilgerkirche San Isidoro mit den herrlichen romanischen Fresken.

Die Sehnsucht nach einer grünen, saftigen Landschaft hielt uns dort jedoch nicht lange; wir empfanden den Aufstieg in die Berge als Erleichterung, in Erwartung des Weinlandes von Bierzo. Unser Sinn und Trachten war durchaus irdischen Dingen zugetan: Ein Spanien-Führer hatte uns „gertenschlanke Frauen mit glutvollen Augen von Bierzo“ versprochen. Das wohlwollende Prädikat „mollig“ wäre wohl ortstypischer gewesen. Ein wenig frustriert erreichten wir Villafranca. Bei der Santiago-Kirche, in der zu früheren Zeiten die Kranken den Pilgerablass erhielten, die das letzte Wegstück über das Gebirge nicht mehr auf sich nehmen konnten, trafen wir eine Pilgergruppe, die zu Fuß von Burgos in Richtung Santiago unterwegs war. Wir schliefen fest und bereiteten uns so ideal auf den Aufstieg zum Piedrafita vor, der die Grenze Galiziens bildet.

Dieser Tag hatte es in sich! Wir waren früh gestartet, um während der Fahrt zum Pass der Mittagssonne zu entgehen. In einem kleinen Dorf fuhr mein Freund einen

Mann an, der unvorsichtig die Straße überquert hatte. Das Vorderrad war verbogen; ein hilfsbereiter Spanier chauffierte meinen Freund und mich nach Villafranca zurück, wo sie nach mehrstündiger Suche ein passendes Ersatzrad fanden. Ich wartete währenddessen in einer kleinen Bar, umringt von Männern, die temperamentvoll und gestenreich die Einzelheiten des Unfalls nacherlebten. Ich bekam ein Glas nach dem anderen spendiert, serviert von der Wirtstochter. Sie war gertenschlank und hatte glutvolle Augen. Als mein Freund schließlich zurückkehrte, waren wir beide in aufgekratzter Stimmung, und wir strampelten schwungvoll und ohne abzusteigen bis auf die Passhöhe. Im Hospiz auf dem Monte Cebrero trafen wir die Pilgergruppe vom vergangenen Abend wieder, die dort für die Nacht bleiben wollte. Wir entschlossen uns, bis Samos weiterzufahren. Nach einer weiteren Reifenpanne war die Chance rapide gesunken, das Kloster vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen. Unverzagt fuhren wir auf einer Panoramastraße mit atemberaubendem Fernblick weiter und traten kräftig in die Pedale. Bei einem Aufstieg brach das Tretlager meines Rades. Humpelnd und ausgehungert erreichten wir tief in der Nacht das Kloster – natürlich standen wir vor verschlossenen Toren. Müde legten wir uns neben den Treppenaufgang zur Kirche ins Gras und versuchten zu schlafen. Geweckt wurden wir von Besuchern der Frühmesse, die mit leicht gerümpften Nasen die Stufen zum Kloster erstiegen. Nach längerem Fußmarsch fanden wir in Sarria trotz des Sonntags einen Mechaniker, der mein Pedal notdürftig anschweißte. Behutsam fuhren wir dem greifbar nahen Ziel unserer Reise entgegen, bei der geringsten Steigung stiegen wir ab. Das Fahrrad hielt durch, und wir sahen

schließlich die Türme der Kathedrale von Santiago im Dunst vor uns liegen.

Jetzt gab es kein Halten mehr, mit kräftigem Tritt stürmten wir auf die Stadtgrenze zu - das Tretlager brach zum zweitenmal. Den Rücktritt mit einem Pedal haltend, rollten wir eine abschüssige Straße hinunter auf den großen Platz vor der Kathedrale. Verschwitzt, schmutzig und in kurzen Hosen, aber glücklich und ein wenig stolz stiegen wir die Freitreppe zum Portico de la Gloria hinauf. In der Kirche setzten wir uns vor den Jakobsschrein und versuchten, unsere Gedanken zu konzentrieren. Doch der Ansatz zur Meditation wurde jäh durch einen Kirchenwächter beendet: Wegen ungebührlicher Kleidung hatten wir die Kathedrale zu verlassen.

Nach einem ausgiebigen Bad und wohltuendem Schlaf in weichen Betten nahmen wir am nächsten Morgen in der Kathedrale die Compostelana, den Pilgerbrief der Jakobspilger, in Empfang. Dieser Brief öffnet auch heute noch Santiagos Türen: Im Angesicht der Kathedrale bauten die spanischen Könige ihre Pilgerherberge, das heutige Luxushotel „Hostal de los Reyes Catolicos“. Da die Urkunde gemäß einer alten Tradition zum Verzehr von Pilgermahlzeiten berechtigt, traten wir erwartungsvoll an den Portier heran. Dieser geleitete uns zum Empfangschef, dann folgten wir einem weiteren Livrierten in die Gesindeküche, wo wir mit den Angestellten ein gutes Mittagessen verzehrten.

Nachbemerkung der Redaktion: Dieser Artikel erschien zuerst in der Wochenzeitung „Die Zeit“, Nr. 16, 13. April 1979 und wurde in der „Kalebasse“, Nr. 44, 2008, S. 3-8 nachgedruckt.